



Sendung vom 30.7.2010, 20.15 Uhr

Ottfried Fischer
Kabarettist und Schauspieler
im Gespräch mit Torsten Münchow

- Münchow:** Herzlich willkommen im alpha-Forum. Heute ist es mir eine große Freude, den deutschen Schauspieler in der Sendung zu haben, unseren Volksschauspieler Ottfried Fischer. Eigentlich müsste ich ja sagen: den Kabarettisten, Bestsellerautor usw. Aber ich möchte eigentlich beim Otti starten, und zwar bei der Geburt und seinem Leben auf dem Land. Ich habe mir hier diesbezüglich mal einen Buchtitel von Peter Rosegger notiert: "Als ich noch der Waldbauernbub war". Trifft das auch auf Ottfried Fischer zu?
- Fischer:** Ich kann mich daran erinnern, dass eine der frühesten Fernsehsachen, die ich gesehen habe, eine Verfilmung des "Waldbauernbub" gewesen ist. Aber das sind ja alles Steirer und ich bin ein Niederbayer. Meine Geburt im Bayerischen Wald – ich weiß jetzt gar nicht, ob ich da überhaupt mit dabei gewesen bin – war damals eine Hausgeburt, heute würde man das Rooming-in nennen. Trotzdem bin ich ja ganz gut gediehen.
- Münchow:** Wie war diese Zeit? Sie sind ja richtig auf dem Land groß geworden, auf einem Einödhof.
- Fischer:** Dieser Hof heißt Ornatsöd und ist insofern bedeutsam, weil er als erster Hof weg von einem Dorf gebaut wurde, mitten in die Wildnis hinein. Ich hatte daher einen Schulweg von vier Kilometern durch den Wald. Der nächste Nachbar von uns war einen Kilometer entfernt. Das Ganze war rundum umgeben von Wald. Wir haben daher auch nie Probleme mit der Flurbereinigung gehabt, weil bei uns eh immer schon alles rund um den Hof gelegen ist: zuerst die Felder, dann der Wald und dazwischen die Teichwirtschaft. Ich persönlich bin kein großer Freund der Landwirtschaft, weil das immer mit viel Arbeit und schwerem Heben verbunden ist. Da bin ich schon lieber professioneller Fratzenschneider. Das Schauspielerische hat mir immer schon besser gefallen als das Mistaufladen.
- Münchow:** Wie muss man sich denn den kleinen Otti auf dem Bauernhof damals vorstellen? Haben Sie denn auch den Stall ausgemistet und Ihrem Vater bei der Ernte geholfen?
- Fischer:** In den landwirtschaftlichen Betrieben ist ja auch bei uns in Deutschland nach wie vor ein gewisses Quantum an Kinderarbeit üblich. Denn heute könnte man sich keine Knechte und Mägde mehr einstellen: Die wären unbezahlbar. Höfe, die früher Großbauernhöfe waren – auf dem Hof, von

dem ich komme, ist es genauso –, ernähren heute kaum noch ihren Mann. Mein Bruder, der den Hof bei uns daheim übernommen hat, hat sich ebenfalls eine Nische gesucht, indem er einen Betrieb aufgebaut hat, der Industriezäune herstellt. Wie muss man sich meine Jugend vorstellen? Mein Bruder ist zwei Jahre jünger als ich: Wir waren eigentlich ein Herz und eine Seele, weil wir ja auch aufeinander angewiesen waren, denn wie gesagt, das Dorf lag vier Kilometer weit weg. Wir hatten aber rund um uns all diese Natur zur Verfügung, in der wir uns ergehen konnten. Wir hatten früher auch kein Fernsehgerät, deswegen mussten wir uns "Ivanhoe" oder "Prinz Eisenherz" und all die anderen Sachen, die damals im Fernsehen liefen, mit viel Phantasie selbst zusammendenken – aufgrund der Erzählungen unserer Mitschüler in unserer Klasse. Ansonsten haben wir als Kinder die Wälder rund um unser Haus unsicher gemacht. Auf dem Land gibt es übrigens sehr vieles, was für Kinder interessant ist. Ich habe das deshalb schon recht früh gemerkt, weil meine Eltern nämlich auch "Urlaub auf dem Bauernhof" angeboten haben, um sich ein bisschen Geld dazuzuverdienen. Die Kinder, die aus der Stadt zu uns kamen, waren immer völlig begeistert von Sachen, die für uns völlig selbstverständlich waren, z. B. von Lagerfeuern usw.

Münchow: Geht das heute der Jugend ab? Finden Sie, dass die Jugend heute zu viel vor dem Computer sitzt und chattet usw.?

Fischer: Das finde ich zwar schon, aber andererseits ist das nun einmal das Kommunikationsmittel unserer Zeit: Man wird sich daran gewöhnen müssen, dass die Menschen viel vor dem Computer sitzen, denn im Beruf ist das ja später auch selbstverständlich. Ich fände es zwar die bessere Lösung, wenn man als Kind und als Jugendlicher auch noch im Wald herumlaufen würde, herumlaufen könnte, aber prinzipiell bin ich doch fasziniert davon, wie viel unsere Kinder vom Computer verstehen. Wenn ich mir überlege, wo ich jetzt auf die Schnelle einen Fachmann herbekomme, der mir erklärt, wie man "einfügen" durch "ersetzen" ersetzt oder irgendwelche Probleme mit Word und Microsoft behebt, fällt mir ein, dass ich dafür ja auch meine eigene Tochter fragen könnte: Sie ist 13 Jahre alt und kann das auch, und zwar wirklich. So ist das halt in unserer heutigen Zeit. Wenn man als Eltern die eigenen Kinder vernünftig erziehen möchte, dann ist es schon ganz gut, dafür zu sorgen, dass sie auch mal über eine saftige Wiese laufen. Aber den Computer sollte man auch nicht außer Acht lassen.

Münchow: Denn er ist wichtig für deren Zukunft. Sie sind, wie ich einer großen Salzburger Zeitung letzte Woche entnommen habe, auf ein Internat gegangen. Das kirchliche Internat ist heutzutage ja ein sehr heikles Thema, das die Leute sofort in zwei Lager spaltet. Wie war das bei Ihnen?

Fischer: Mir hat damals keiner was getan. Wenn ich heute jedoch ehemalige Mitschüler treffe, dann ist genau das allerdings immer wieder ein Thema und es kommen so langsam Dinge ans Licht, die man damals allenfalls nur erahnen konnte oder zumindest falsch gewertet hat. Es gab Präfekten, die besonders streng waren gegenüber manchen ihrer "Lieblinge". Man hat sehr wohl gemerkt, dass da auch noch etwas anderes dahinterstecken könnte, aber in flagranti haben wir nie jemanden erwischt. Damals jedenfalls haben wir in dieser Richtung jedenfalls nichts gemutmaßt. So, wie sich die

Dinge jedoch heute darstellen, löst sich so manche Ungereimtheit auf. Wenn man sich mit Schulkameraden von damals trifft, dann ist das auch tatsächlich immer wieder ein Thema. Trotzdem meine ich, dass hier Hysterie nicht angebracht ist. Denn die ganze Kirche ist ja nicht deswegen schlecht, weil es ein paar weiße Schafe gibt. Denn die schwarzen Schafe sind ja diejenigen, die brav sind – hier muss man quasi dieses Sprichwort umdrehen. Wenn jemand ein abartiger Kinderschänder ist, dann hört der damit nicht auf, nur weil der Zölibat abgeschafft wird. Und ein Pfarrer, der einem Jungen übers Haupt streicht, ist noch nicht von Haus aus ein Triebverbrecher. Hier muss man also die Kirche doch im Dorf lassen – zumal 90 Prozent derer, die Kinder schänden, familiäre Bekannte oder Verwandte des Opfers sind. Dieses Thema ist heutzutage schon ein bisschen willkommen, um auf der Kirche herumhacken zu können. Es treten jetzt auch viele Leute aus der Kirche aus, weil sie gemerkt haben, dass man für eine schwere Sünde nicht gleich vom Blitz erschlagen wird. Eigentlich geht es diesen Leuten aber nicht um den Missbrauch, sondern um die Einsparung der Kirchensteuer. Ich finde es durchaus legitim, wegen der Kirchensteuer aus der Kirche auszutreten, obwohl ich selbst das nicht tun würde.

Münchow: Ich auch nicht.

Fischer: Aber man könnte es dann doch wenigstens sagen, dass man wegen der Kirchensteuer austritt.

Münchow: Glauben Sie an Gott?

Fischer: Eigentlich nicht. Durch die Beschäftigung mit meiner Rolle als "Pfarrer Braun" – ich habe z. B. immer eine Bibel dabei und suche mir auch passende Sprüche raus, damit dieser Mann wirklich ein katholisches Gepräge bekommt –, durch den erneuten häufigen Aufenthalt in Kirchen, durch das Lesen von Messen, zwar nur als Schauspieler, aber immerhin mit dem gleichen Text, wie ihn der Pfarrer in einer echten Messe hat, kommen dann doch so Gedanken hoch, bei denen man nicht weiß, ob sie wirklich aus dem Innersten kommen oder ob sie nur deshalb auftauchen, weil sie quasi ein Deja-vu-Erlebnis zur Rolle sind. Ich kann mir jedenfalls vorstellen, dass in mir drin doch etwas verschüttet sein könnte, was so etwas wie ein Glaube ist. Aber als gläubigen Menschen würde ich mich nicht bezeichnen. Meine beiden Großmütter waren noch wirklich gläubige Menschen, sowohl die westfälische wie auch die bayerische Großmutter: Als bei beiden der Lebenspartner starb, war das für sie lediglich wie ein Überwechseln in ein anderes Zimmer, in das sie bald nachfolgen werden. Sie hatten wirklich diese Gnade des Glaubens. Ich denke schon, dass es etwas Schönes ist, wenn es ans Lebensende geht, wenn man diese Gnade des Glaubens hat. Diese Gnade habe ich eigentlich noch nicht.

Münchow: Haben Sie Angst vor dem Tod? Ich habe in einer Zeitung gelesen, dass Sie einmal gesagt haben: "Bis 50 weiß man, dass man stirbt, ab 50 ..."

Fischer: "... weiß ich, dass ich sterbe." Ja, das stimmt. Der 50. Geburtstag ist einfach ein markanter Punkt und es ist vermutlich zutiefst menschlich, dass man das wie einen Graben, wie einen tiefen Einschnitt empfindet, von dem an alles anders wird. Mir ging es jedenfalls mit 50 so. Zum Tod selbst kann ich nur sagen: Recht ist er mir nicht, aber Angst vor ihm habe ich vermutlich nicht. Es ist eher so, dass ich vor der Art des Sterbens Angst haben könnte,

wenn man daran denkt, was da alles passieren kann. Das fängt ja schon damit an, dass man auf eine Zigarettenschachtel schaut und sieht, was einem da alles "angeboten" wird.

Münchow: Wie sind Sie eigentlich nach Ihrer Schulausbildung zur Schauspielerei, zum Kabarett gekommen? Wie hat das angefangen?

Fischer: Ich bin direkt aus meiner Klosterschule in Fürstenzell bei Passau nach München gekommen. Diese Klosterschule ist das berühmte "Erfindergymnasium", das heutzutage immer wieder durch die Gazetten geistert. Uns hat es aber damals schon gegeben: Wir sind also damals nicht erfunden worden, uns gab es bereits. Nach München ging ich eigentlich zum Behufe eines Jurastudiums und habe dann auch tatsächlich ein paar Semester juristisch vor mich hindilettiert. Ich habe dann aber einen alten Freund wiedergetroffen, den Günter Knoll, der dann später das "Hinterhoftheater" und das "Wirtshaus im Schlachthof" gemacht hat: Er war wegen "guter Führung" frühzeitig aus dem Internat entlassen worden. Das heißt, er hatte sich geweigert, sich seine langen Haare zu schneiden, weswegen sie ihn dann eines Tages als besonders renitent entfernt haben. Er hat sich dann hier in München einem Amateurensemble angeschlossen, nämlich dem "Münchner Sati(e)rschutzverein", für das u. a. auch die Therese Angeloff – die Kabarettkenner kennen sie – Texte geschrieben hat. Der Günter wollte auch eher höher hinaus und so haben wir beide zusammen versucht, ein Ensemble zu gründen. Das funktionierte aber zunächst nicht. Erst als Günter drei Jahre später zusammen mit einem befreundeten Zahntechniker das "Hinterhoftheater" in der Gabelsbergerstraße gegründet hat, konnten wir das Ensemble "Machtschattengewächse" aus der Taufe heben. Von dem Zeitpunkt an haben wir angefangen, mit kabarettistischen Mitteln und mithilfe des kritischen Bewusstseins nachhaltig die Welt zu verändern. Und man sieht, es hat nichts genützt.

Münchow: Das war das Ensemble, in dem auch die junge Barbara Rudnik mit dabei war?

Fischer: Nein, die Barbara Weinzierl, die Tochter vom Kurt Weinzierl. Die Barbara Rudnik, die ich aus der Türkenstraße kannte, ist allerdings tatsächlich sehr wichtig in meiner Biografie, weil sie in meiner ersten Serie, nämlich in "Irgendwie und Sowieso" am Schluss meine Freundin gespielt hat. Christian Tramitz ist z. B. ebenfalls ein Freund von mir aus der Türkenstraße gewesen. Wir haben uns nämlich dort ständig getroffen. Das war so eine Art Clique, zu der u. a. auch der bekannte Schauspieler Gerd Silberbauer gehörte. Alle haben in diesem Kaffeehaus "etcetera" gearbeitet, um Geld zu verdienen. Tramitz und ich hatten daneben auch immer folgendes Spiel: Wir gingen über die Leopoldstraße und schauten, wer von uns beiden öfter erkannt wird. Einmal lag er dabei tatsächlich vorne. Heute wäre er wahrscheinlich weit vorne als der Ranger aus dem wahnsinnig erfolgreichen Film "Der Schuh des Manitu": Da hätte ich wohl kaum eine Chance – obwohl, eine kleine vielleicht doch. Es war jedenfalls so, dass Tramitz tatsächlich einmal mit drei Leuten, die ihn bereits erkannt hatten, vor mir lag. Es kam dann aber eine Gruppe Leute auf uns zu, die uns irgendetwas gefragt haben. Wir kamen mit ihnen ins Gespräch, und während wir uns unterhielten, kamen vier, die mich kannten, womit er wieder einmal verloren

hatte. So im Nachhinein ist es natürlich ganz schön peinlich, wenn man sich da auf der Straße seine Umfrageergebnisse selber holt.

Münchow:

Richtig. Heute brauchen Sie das nicht mehr. Was war eigentlich die zündende Geschichte, von der Sie sagen würden: "Das hat mir am meisten Spaß gemacht, damit bin ich bekannt geworden, das ist ein Film, hinter dem ich stehe"? Natürlich gab es von einem Privatsender den "Bullen von Tölz" über mehr als zehn Jahre, diesen Quotenrenner schlechthin. Es gab und gibt auch die sehr erfolgreiche Serie mit Ihnen als Pfarrer Braun. Womit hatten Sie denn Ihrer eigenen Meinung nach Ihren Durchbruch?

Fischer:

Mein Durchbruch in Bayern war die Serie "Irgendwie und Sowieso", in der ich die Rolle des Sir Quickly spielte. Eigentlich war das keine Serie, sondern ein einziger großer, langer Film. Er wurde im Jahr 1986 gedreht, spielte aber im Jahr 1968: Er traf in der Darstellung und in der Aufarbeitung unheimlich genau den Nerv der Zeit um das Jahr 1968 herum auf dem Land. Da ging es nicht um diese hoch politisierten Massen, die damals an den Universitäten herumhingen. In diesem Film spielte das nur am Rande eine Rolle, denn auf dem Land spielte sich die Revolution in jenen Jahren doch etwas anders ab: Man fing an, sich die Haare wachsen zu lassen und sich von den Eltern nicht mehr alles gefallen zu lassen. Das heißt, da ging es mehr um die familiäre Dimension der Revolution. Wir haben aber auch bei allen, die dann im Jahr 1986 diesen Mehrteiler gesehen haben, anscheinend einen Nerv getroffen. Denn "Irgendwie und Sowieso" ist heute zweifelsohne eine Kultsendung: Es gibt überall in Bayern "Irgendwie und Sowieso"-Stammtische, es gibt immer wieder irgendwo Mammutvorführungen, bei denen alle Folgen in einer einzigen Nacht am Stück gezeigt werden usw. Wenn man mit so einer Rolle die eigene Karriere anfangen darf, dann ist das etwas Wunderbares. Dafür bin ich dem Franz-Xaver Bogner auch unendlich dankbar. Mein erster Drehtag, bei dem mich der Bogner kennengelernt hat, war übrigens hier auf dem Gelände des BR in München-Freimann. Ich spielte einen Metzgerbuben aus Regensburg, der bei der Musterung ist, wo er einen Aufsatz schreiben soll. Er fühlt sich jedoch blöd angesprochen vom Offizier und deswegen sagt er zu ihm: "Ich gehe jetzt heim und du kannst mir einen Sechser geben!" Und dann verschwand dieser Regensburger Metzgersohn. Diese zwei Drehtage waren der Grund, warum ich dann vom Bogner Franz für "Irgendwie und Sowieso" engagiert worden bin. Da diese Drehzeit dann die erste wirkliche in meinem Leben war, ist sie ganz stark in meinen Erinnerungen hängen geblieben. Die Leute, die bei "Irgendwie und Sowieso" mitgearbeitet haben, waren eine sehr eingeschworene Gemeinde: Man ist bis heute, wenn man sich trifft, so eine Art Geheimbund. Das war wirklich das Tollste, was ich in meinem Leben machen konnte, zumal der Franz Bogner mir diese Rolle unheimlich auf den Leib geschrieben hatte. Mir war das fast schon peinlich, dass er so viel wusste über mich, denn eigentlich kannte er mich ja gar nicht so gut. Ich habe mich immer gefragt, woher der so viel weiß über mich. Aber es war einfach so, dass er mich total durchschaut hat – vielleicht deshalb, weil er irgendwann einmal auch einen Film über Psychologen gemacht hatte. Es war jedenfalls so, dass ich im realen Leben damals auch so mit den Frauen umgegangen bin wie der Sir Quickly in diesem Film. Diese Rolle lag wirklich ganz nahe bei mir. Aber eines Tages erfuhr ich dann von seiner Frau Sonja, mit der ich immer ganz speziell war, weil wir

zusammen sehr viel Pressearbeit gemacht haben, die Wahrheit. Sie sagte zu mir: "Weißt du eigentlich, dass der Franz in der Pubertät ganz dick gewesen ist?" Aha, dachte ich mir, daher kam das also: Das ist dann wirklich ganz einfach erklärbar. Und ich hatte mir immer Wunder was gedacht, über welche alchemistischen Seelenmittelchen er verfügt, um mich auszuforschen. Im Laufe der Jahre kamen dann schon noch mehrere Arbeiten dazu, die sehr, sehr schön waren. Eine meiner schönsten Arbeiten bis heute ist, wie ich finde, der Film "Drei Herren" mit Karl Merkatz und Karl Markovics. Ich spiele in diesem Film einen stummen Irren, der quasi in die Pubertät kommt. Dieser Film ist eine wunderschöne österreichische Komödie, die auch hier in Süddeutschland im Kino gesehen werden konnte und die auch bis heute ab und zu mal in den Dritten Programmen auftaucht. Das war eine schauspielerische Herausforderung für mich, wie ich sie bis dahin noch nicht erlebt hatte. Diese Dreharbeiten haben mir wirklich sehr viel Spaß gemacht.

Münchow: Man bringt Sie heute ganz automatisch immer mit dem "Bullen von Tölz" in Verbindung, weil das wirklich ein absoluter Gassenhauer gewesen ist: Er erreichte ein Millionenpublikum. Wen mögen Sie lieber, den Pfarrer oder den Bullen?

Fischer: Das kann ich nicht sagen, denn da gibt es kein Ranking. Ich mag sie beide: Immer dann, wenn ich sie gemacht habe, habe ich sie gemocht. Heute stellt sich diese Frage ja nicht mehr, da der "Bulle" zu Ende ist: Mit Ruth Drexel ist auch der "Bulle" gestorben. Das war für mich immer klar gewesen und das hatte ich auch schon Jahre vorher so gesagt: Wenn die Ruth eines Tages mal nicht mehr kann, dann ist Schluss mit dem "Bullen". Denn diese tolle Form des Privatlebens eines Polizisten kann man nicht mehr toppen: Da wäre wirklich keine Steigerung mehr möglich gewesen. Also lassen wir es bleiben, das ist gescheiter. Ich glaube, mit dem "Bullen" haben wir wirklich Fernsehgeschichte geschrieben, der ist einfach legendär geworden. Zumindest einige Sachen daraus haben mittlerweile ebenfalls Kultstatus bekommen. Als mir dann später der "Pfarrer Braun" angeboten wurde, dachte ich mir: Ich kenne wirklich sehr viele Pfarrer, weil ich ja im Internat gewesen bin. Und diese Rolle hat einen wirklich großen Vorteil: Der Pfarrer trägt eine Art Uniform und damit ist er vom "Bullen" ganz klar abgesetzt. Ich finde es eigentlich ohnehin ganz schön bemerkenswert, dass es gelungen ist, neben dem "Bullen" eine weitere Serie zu etablieren, die ähnlich gut ankommt. Daneben hatte ich ja noch eine Serienfigur zu spielen, nämlich den "Pfundskerl" in Hamburg, die ebenfalls parallel lief und die auch keine schlechten Quoten hatte. Ich habe also schon ein paar Dinge gemacht, die ganz gut gelaufen sind. Ob sie immer alle wirklich so gut waren, sei dahingestellt, mir jedenfalls haben sie immer Spaß gemacht.

Münchow: Ich habe gelesen, dass Sie in manchen Jahren an bis zu 300 Tagen vor der Kamera standen. Da bleiben zur Entspannung ja nur noch an die 60 Tage übrig. Wie haben Sie das gemeistert in dieser Hochphase der Dreharbeiten?

Fischer: Ich habe mich in den Drehpausen immer ein bisschen ans Einnicken gebracht! Ich hatte wirklich das Gefühl, dass meine einzige Freizeit die Drehpausen sind. Alle jammern ja immer, dass man beim Filmdrehen so viel und lange warten muss. Ich wäre oftmals froh gewesen, wenn ich hätte

warten müssen. Denn als Hauptdarsteller ist man einfach immer dran: Da gibt es kein Warten, vor allem nicht bei der heutigen Art zu Drehen, bei der möglichst schnell und zügig alles abgedreht wird. Die Pausen dazwischen sind nicht mehr so groß. Das heißt, die Entspannung kam schon etwas zu kurz, auch wenn es wohl nicht ganz 300 Drehtage im Jahr waren. Aber in die Nähe von 300 Drehtagen pro Jahr kam ich schon ran. Ich habe in den letzten elf Jahren, bevor ich mit dem "Bullen" aufgehört habe, über 100 Filme gedreht von 90 Minuten Länge. Das war eine arbeitsreiche, aber auch kurzweilige Zeit, denn man lernt dabei ja auch immer nette und lustige Menschen kennen, d. h. man hat immer eine tolle Abwechslung, aber danach, als es ruhiger geworden ist, habe ich doch gemerkt, dass das ein bisschen viel gewesen ist.

Münchow: Nach über 12 Jahren sind Sie dann auf die Bretter, die die Welt bedeuten, zurückgekehrt. Ich habe mal das Buch zu Ihrem neuen Programm mitgebracht, es trägt den Titel "Wo meine Sonne scheint".

Fischer: Sie halten es wunderschön.

Münchow: Soll ich es besser so halten?

Fischer: Ja, so ist es gut. Hauptsache, man kann es gut lesen, denn der Verlag macht wahnsinnig wenig Werbung dafür.

Münchow: Aber ich glaube, der Ottfried Fischer braucht fast keine Werbung.

Fischer: Um Bücher zu verkaufen, braucht es einfach immer Werbung. Ich würde daher jeden darum bitten, in einem Buchladen vorbeizugehen und zu fragen, ob das Buch "Wo meine Sonne scheint" von Ottfried Fischer vorrätig ist. Wenn der Buchhändler, was zu erwarten ist, antworten wird, dass es nicht vorrätig ist, dann soll man sagen: "Schade, ich hätte sechs Stück davon gekauft!" Und dann soll man gehen.

Münchow: Sie sind also wieder zurückgekehrt auf die Kabarettbühne. Was hat Sie angetrieben, nach dieser langen Pause wieder "live on stage" zu gehen mit Ihrem neuen Programm, in dem ja auch die Musik, genauer gesagt der Jazz eine wesentliche Rolle spielt?

Fischer: Das sind eigentlich zwei verschiedene Projekte. Zunächst einmal ist es so, dass das mit dem Kabarett bei mir wohl so ist wie beim katholischen Pfarrer, bei dem es ja auch heißt: "Du bist Priester auf ewig!" So ist es beim Kabarettisten nun einmal auch. Wenn jemand mal ordentlich und anständig Kabarett gemacht hat, dann hört er nicht auf damit, Kabarettist zu sein. Ich habe auch alle meine Rollen im Film und im Fernsehen durch satirische Einsprengsel und Pointen sozusagen verfeinert; teilweise bezog sich das auf ganze Handlungsstränge. Das heißt, das Kabarett ist einfach in einem drin. Und irgendwann wollte ich eben wieder zurück auf die Bühne. Ich wollte auch beweisen, dass ich das noch kann – ich wollte das schon auch mir selbst beweisen. Man merkt ja auch selbst anhand der Bühnenauftritte, ob man mit dem eigenen Schmach noch auf der Höhe der Zeit bzw. am Puls des Volkes ist. Wenn man das Gefühl hat, man hat etwas zu sagen, dann will man das eben auch tatsächlich sagen und will laut in der Öffentlichkeit über bestimmte Dinge nachdenken. Dieses Gefühl, dass sich die Leute wohlfühlen, weil sie sich sagen können, dass da jetzt endlich einer genau das ausspricht, was sie sich schon immer gedacht haben, aber nicht so gut hatten artikulieren können, ist ein wirklich gutes Gefühl. Wenn der

Kabarettist ein Thema hat, das ihm unter den Nägeln brennt, dann muss er eh loslegen. Insofern war es für mich gar keine Frage, dass die Sonne auch irgendwann wieder einmal dort scheinen muss, wo sie hingehört, nämlich im Kabarett.

Münchow: "Otti und die Heimatlosen": Was kann man sich, was muss man sich darunter vorstellen? Sind Sie heimatlos?

Fischer: Nein, heimatlos bin ich nicht, denn ich würde inzwischen doch München als meine Heimat ansehen. Meine frühkindliche Heimat, die mich geprägt hat, war selbstverständlich der Bayerische Wald. Wenn der hochsommerliche Wind von irgendwo Fetzen von Blasmusik an mein Ohr weht, dann habe ich das Gefühl: "Ja, jetzt bin ich daheim." Das ist für mich einfach diese Heimat Niederbayern, das sind die Bergfeste, die Waldfeste usw. Das waren zwar schon auch immer schwere Räusche, aber bis zum Rausch war es immer recht lustig gewesen. "Otti und die Heimatlosen" haben, da ich ja in jüngster Zeit ein wenig kürzertrete, vor allem mit dem Lustprinzip zu tun. Ich habe mich mit dem Jazztrompeter Claus Reichstaller angefreundet, der an der Münchner Musikhochschule Professor ist. Er hat mal eine Band für mich zusammengestellt, weil ich bei einem Frühschoppen keine nüchterne Lesung machen wollte, sondern ein bisschen musikalische Unterstützung haben wollte. Diese Band besteht aus Leo Gmelch aus Passau, der die Tuba spielt, aus dem Akkordeonisten Andreas Hinterseer von "Quadro Nuevo" und aus César Granados aus Panama, der die Percussion macht. Und der Claus Reichstaller spielt eben die Trompete. Das ist eine Band, eine Musik, um die mich die gesamte Münchner Kleinkunstszene – wenn nicht gar die gesamte deutsche Kleinkunstszene – mit Recht beneidet. Wir machen einen bayerisch angehauchten Abend mit Lesung, mit ein paar alten Nummern von mir ...

Münchow: Der Untertitel dieses Programms ist doch "Wo meine Sonne scheint".

Fischer: Nein, "Wo meine Sonne scheint" ist der Titel meines Kabarettprogramms. Aber "Otti und die Heimatlosen" spielen zumindest bis jetzt einen bayerisch angehauchten Abend.

Münchow: Was muss man sich da vorstellen? Folklore oder richtigen Jazz oder wird das gemischt?

Fischer: Die Texte werden oft unterlegt mit teilweise bekannten Melodien, die dann verjazzt und zerlegt werden – und manchmal auch zusammenbrechen. Das kommt immer ganz darauf an, wie wir das brauchen. Aber wir sind da auch noch am Experimentieren. Der Leo Gmelch, unser "Chefideologe", hat das Wirtshaus "Kalypso" in der Agnesstraße in München, wo wir das immer machen, ganz einfach zum Labor erklärt. Dort üben wir jetzt noch, allerdings unter Einschluss der Öffentlichkeit. Es sieht schon sehr vielversprechend aus: Wenn wir erst einmal die richtige Verzahnung gefunden haben, dann wird das noch besser, obwohl es jetzt schon ganz gut ist. Es macht auch wahnsinnig viel Spaß, so etwas zu machen. Damit verdient man nicht das große Geld, das ist klar, aber ich habe mir ohnehin angewöhnt, nicht so sehr nach der Gewinnmaximierung zu streben, weil ich in der Zeit, in der ich z. B. 69 Folgen vom "Bullen" gedreht habe, ja doch ein paar Kröten nach Hause habe schaffen können. Mir geht es heute jedenfalls mehr um das Lustprinzip und nicht mehr um die Gewinnmaximierung. Es macht mir wahnsinnig Spaß, mit dieser Band zu arbeiten, weil wir uns alle sehr gut

verstehen. Jeder findet toll, was wir da machen, sogar unsere Techniker, die sich jedes Mal einen Tag freinehmen, damit sie mit uns arbeiten können: Wir machen das inzwischen das vierte, fünfte Mal: Das muss so jemand auch erst einmal aushalten können.

Münchow: Schwabing war ja in den 70er und 80er Jahren, also in der Zeit, in der auch Sie nach München gekommen sind, ein Mekka an Lokalitäten, an Wirtshäusern, an Theaterbühnen, an Veranstaltungsorten, in denen Livemusik gespielt werden konnte usw. Aber so langsam stirbt das doch aus. Warum?

Fischer: Es ist heute einfach so, dass gewisse Comedy-Leute die ganze Gegend abgrasen: Da das Publikum Geld sparen will, geht es nach einem Besuch bei einem solchen Comedian eben in keine andere Veranstaltung mehr. Es ist leider so, dass die Leute heute nicht mehr so neugierig sind, und deswegen haben wir ja auch "Otti und die Heimatlosen" gegründet: weil wir damit so eine Art Crossover-Wirkung erzielen wollten, indem wir im "Kalypso" so eine Art sporadischen Jazzclub wiedereröffnen. Denn in der Jazzclubszene in München sieht es ziemlich schlecht aus. Es spricht sich jetzt so langsam herum, dass da im "Kalypso" auch Musik gemacht wird. Der Claus Reitstaller lässt dort auch einmal im Monat seine Schüler in einer Jamsession spielen. Das wächst also so langsam heran, aber das ist schon auch ein hartes Stück Arbeit, denn so ohne Weiteres geht das nicht. Man muss sich halt was einfallen lassen in Zeiten, in denen überall an der Kultur gespart wird – nicht nur aufseiten des Staates, der Kommune, sondern auch vonseiten der Privatleute. Auf Subventionen zu hoffen, geht jedenfalls nicht mehr.

Münchow: Wie stellt sich denn für Sie als Kabarettisten die momentane politische Situation dar? Sind die Wirtschaftskrise, die Globalisierung usw. eigentlich noch Themen, die Laune machen, sich darüber satirisch auseinanderzusetzen?

Fischer: Ob die einzelnen Themen Laune machen, ist nicht so sehr die Frage, denn das, was wir als Kabarettisten angreifen, sind ja meistens Themen, die eben keine Laune machen. Deswegen greifen wir sie ja auch an. Diese Themen sind einem eigentlich die liebsten Themen, weil einem dazu einfach mehr einfällt. Die Globalisierung z. B. müsste für das Kabarett ein triftiger Grund sein, wieder Moral einzufordern. Denn die Menschheit muss nun in wenigen Jahren etwas schaffen, wozu sich die Evolution vielleicht Millionen von Jahren Zeit gelassen hätte. Man muss sich ja nur einmal vorstellen, wie lange es gedauert hat, bis es ausgehend vom Fisch oder vom Lurch zum aufrechten Gang gekommen ist. Und dann sollte man das z. B. mal damit vergleichen, wie oft heutzutage meinetwegen ein Flugzeug von München nach Shanghai fliegt und was das für die Umwelt bedeutet. Das sind Herausforderungen, die der Mensch heute bewältigen muss. Wenn hier die Moral auf der Strecke bleibt, dann stehen Mord und Totschlag auf der Tagesordnung: vermutlich hauptsächlich auf mentaler Ebene, aber wahrscheinlich auch auf Handlungsebene. Ich finde jedenfalls, dass man heute wieder Moral einfordern muss.

Münchow: Ich habe gelesen, dass Sie den politischen Schlagabtausch, wie ihn z. B. noch Herbert Wehner oder Helmut Schmidt betrieben, vermissen.

Fischer: Wehner, Schmidt, Brand, Strauß und Konsorten hatten alle eine Vergangenheit: Sie haben z. B. alle noch den Krieg mitgemacht. Ich wünsche mir aber nicht, dass ein Politiker heutzutage zuerst einmal in den Krieg ziehen muss, um zu einem unterscheidbaren Charakter zu reifen. Obwohl, vielleicht wird der Guttenberg demnächst davon sogar profitieren. Aber im Großen und Ganzen ist es einfach so, dass diese Politikergeneration damals einfach mehr erlebt hat, erleben musste als unsere heutige Politikergeneration, die meistens nur von der Hörsaalbank in der Uni auf den Abgeordnetensessel im Parlament rutschen. Was ich mit dieser Aussage gemeint habe, ist, dass mir die Polarisierung fehlt. Die Leute sagen sich doch heute: "Warum soll ich SPD wählen, wenn ich dasselbe mit der CDU auch erreiche?" Die Inhalte sind sich einfach zu ähnlich geworden, es gibt keine wesentlichen Unterschiede mehr. Die Leute haben also eigentlich gar keinen Grund, eine Entscheidung zu treffen oder sich eine Entscheidung abzurufen, was denn in einer wichtigen politischen Frage die bessere Lösung wäre. Das Politikstudium ist das einzige Studium in Deutschland, für das man kein Abitur braucht. Vermutlich wird auch deswegen die Politik so gehandhabt, wie sie gehandhabt wird.

Münchow: Die Profipolitiker gehen also heute direkt von der Uni ins Parlament, Ihrer Meinung nach. Sie selbst sind ja Schauspieler und Kabarettist. Meinen Sie, dass ein Politiker heutzutage auch ein guter Schauspieler sein sollte?

Fischer: Eigentlich sollte er das nicht sein, aber ein heutiger Politiker ist natürlich ein guter Schauspieler. Diese Frage berührt ja vor allem das Problem der Authentizität. Wenn jemand authentisch ist, ist es egal, ob jemand Schauspieler oder Politiker ist. Wenn also einer das sagt, was er denkt, ist mir das im Prinzip lieber – wobei ich aber zugebe, dass das Gesagte manchmal schon auch arg blöd rauskommen kann. Ein Politiker sollte jedenfalls in erster Linie das Wohl des Volkes vor Augen haben und danach trachten, es zu erhalten und zu fördern. Wenn er das wirklich macht, dann ist er schon ganz o. k.

Münchow: Wenn Sie heute ein Kabarettensemble besetzen müssten, wen würden Sie denn da aus der Politik als Kabarettisten besetzen?

Fischer: Da würde ich keinen nehmen, weil sie sich nicht an Stichwörter halten. Ich bin mal mit dem ehemaligen Landwirtschaftsminister Karl-Heinz Funke in einer Talkshow gesessen: Er hat mir immer so seine Pointen hingelassen, aber dann sofort einen Satz draufgesetzt, also einfach weitergesprochen. Immer, wenn ich mit einer Replik rein wollte, war er bereits mit seinem nächsten Satz da. Das heißt, er hat einem überhaupt keine Chance für einen Konter gelassen, was ich nicht wirklich als angenehm empfunden habe. Aber irgendwann habe ich mich dann der gleichen Methode bedient wie er und bin ihm einfach ins Wort gefallen, um meine Pointe draufzusetzen. Dann ging das so einigermaßen. Wenn ein Außenstehender mit einem Politiker so umgeht, wie das die Politiker untereinander machen, dann wirkt das enorm unhöflich. Das ist das Problem. Wenn ich einen Politiker im direkten Aufeinandertreffen so behandeln würde, wie sich Politiker untereinander behandeln, dann würde er mir wahrscheinlich recht bald eine Beleidigungsklage an den Hals hängen. Deswegen kann es auch gar keinen Politiker geben, den man im Kabarett brauchen könnte, weil ein Politiker einfach zu viel an der Realität hängt und die Überhöhung, die das

Kabarett eben auch braucht, nicht so sehr sein Fall ist. Ihm reicht die Realität aus, mit der er ein Leben lang zu tun hat.

Münchow: Ihnen ist einmal – unsere jungen Zuschauer wissen das vielleicht nicht – ein Kabinettstückchen mit einem österreichischen Politiker geglückt. Erzählen Sie es doch bitte selbst.

Fischer: Ich habe mir schon gedacht, dass das jetzt kommt. Es geht in dieser Geschichte um den ehemaligen österreichischen Bundespräsidenten Kurt Waldheim, der damals von der Welt nicht goutiert und honoriert wurde, weil, wie es hieß, sein Pferd im Dritten Reich bei der SA gewesen ist. Diesen Kurt Waldheim habe ich einmal als Franz Josef Strauß angerufen. Ich hatte von zwei Wiener Journalisten die Telefonnummer von seinem Wiener Privathaus bekommen. Ich rief ihn also an und sagte zu dem Mann, der sich mit "Bundespräsidialamt" meldete, im Tonfall von Franz Josef Strauß: "Grüß Sie Gott, hier ist Franz Josef Strauß, München. Kann ich mal den Dr. Waldheim sprechen?" "Ja, Moment." Und dann kam nach kurzer Zeit tatsächlich Kurt Waldheim selbst ans Telefon. Ich fing also erneut in diesem Tonfall an: "Lieber Dr. Waldheim, hier ist Franz Josef Strauß, München." Und was sagte Kurt Waldheim daraufhin? "Herr Ministerpräsident, es ist eine Freude, Ihre Stimme zu hören!" So ging es also los und dann haben wir uns 20 Minuten lang über alles möglich unterhalten: Wackersdorf war damals gerade ein Thema und Waldheim selbst war gerade aus Jordanien zurückgekommen. Im Großen und Ganzen kam bei diesem Gespräch nichts heraus – außer dass halt so ein Staatsbesuch in der Regel auch nicht anders bewältigt wird als ein normaler Urlaub. Seine Aussagen waren so ein bisschen "reaktionär light", hatten also keine größeren inhaltlichen Hämmer. Ich habe so etwas auch nie mehr wieder gemacht, denn ich wollte ja auch nicht der Wallraff des deutschen Kabarets werden. Aber ich hatte andererseits schon auch gute Argumente für mein Verhalten auf Lager: Die Politiker hören uns Bürger mit Wanzen ab und so bin ich jetzt einfach mal die Parodie-Wanze, die Politiker abhört. Lustig war z. B. auch die Reaktion auf dieses Gespräch von Otto Habsburg – in Österreich darf man ihn nämlich nicht mehr Otto von Habsburg nennen, weil dort der Adel abgeschafft wurde und er von allen eben nur noch Otto Habsburg genannt wird –, mit dem ich dann hinterher in einer Talkshow bei Radio Bremen saß. Dort sagte man mir, wir sollten doch den Otto Habsburg – der ja auch in der CSU ist – mit so etwas überraschen. Das heißt, ich sollte aus der Kulisse heraus erneut den Franz Josef Strauß nachmachen, um herauszufinden, ob er merkt, dass er hereingelegt wird. Das war genau der Tag, an dem Honecker seinen Milliardenkredit abgeholt und dann wieder zurück in die DDR gefahren ist. Ich habe also im Tonfall von Franz Josef Strauß hinter den Kulissen gesagt: "Mein lieber Otto Habsburg, hier spricht Franz Josef Strauß, München. Ich kann Ihnen versichern, dass ich den Honecker wieder zurückgeschickt habe. Es ist mir allerdings nicht gelungen, ihn durchs eigene Minenfeld zu jagen." Daraufhin fragte die Moderatorin den Otto Habsburg: "Wissen Sie, wer das war?" Er antwortete ganz blasiert: "Nein, das weiß ich nicht!" Die Moderatorin bestand darauf, dass das Franz Josef Strauß gewesen sei, er aber meinte nur: "Nein, nein, nein, der Ministerpräsident spricht ganz anders!" Als ich dann selbst hinter den Kulissen hervorkam, sagte die Moderatorin: "Das ist Ottfried Fischer, der vor zwei Tagen den Kurt Waldheim angerufen hat." Daraufhin meinte er dann

ganz euphorisiert: "Ach, Sie waren das? Bravo!" Der österreichische Hochadel war also auch nicht von Waldheim-Freundlichkeit beseelt. Auf einem Fest von Franz Antel, dem inzwischen verstorbenen Regisseur und Produzenten, habe ich dann ein paar Jahre später den Kurt Waldheim persönlich getroffen. Er kam direkt auf mich zu und meinte zu mir: "Sie sind sehr beliebt bei uns im Volke!" Anscheinend hatte er, wie das so seine Art war, inzwischen wieder alles vergessen. Ich habe ihm dann geantwortet: "So, dann könnte ich ja Präsident werden." Er erwiderte mir dann ganz ernst: "Nein, davon würde ich abraten." Er hat mich dann auch noch eingeladen in sein Haus am Attersee, aber ich bin selbstverständlich nicht hingefahren. Inzwischen ist Kurt Waldheim ja auch gestorben und ich glaube, er hat einfach tatsächlich nicht mehr gewusst, was ich da mal mit ihm veranstaltet hatte. Ich habe so etwas dann nie wieder gemacht, denn je zutraulicher er mir gegenüber wurde, umso schlechter kam ich mir selbst dabei vor.

Münchow: Hatten Sie selbst eigentlich jemals Ambitionen, in die Politik zu gehen?

Fischer: Konkrete Ambitionen hatte ich nicht, aber ich könnte mir vorstellen, dass ich dann, wenn es mit dem Kabarettisten nicht geklappt hätte, möglicherweise in der Politik gelandet wäre. Das kann gut sein. In der bayerischen SPD könnten sie ja durchaus einen brauchen, der wir der Strauß aussieht.

Münchow: Das ist richtig. Kommen wir zum Thema "Kabarett und Comedy". Mittlerweile füllen unsere Comedians ja ganze Fußballstadien mit 80000 Leuten: Da steht z. B. ein einzelner Mann im Berliner Olympiastadion und unterhält die Massen. Ist das eigentlich Kabarett? Worin besteht für Sie der Unterschied zwischen Kabarett und Comedy?

Fischer: Die formalen Voraussetzungen sind bei beiden gleich. Das Schema des Witzes muss erkannt werden, muss verbreitet werden, muss angewendet werden. Das muss einfach hinhalten. Aber der Kabarettist unterscheidet sich vom Comedian dadurch, dass er eine klare Haltung hat, die der Comedian nicht unbedingt braucht. Ein Comedian kann den Penis auch durchaus mal nur deswegen beim Namen nennen, weil das ein Lacher ist – obwohl keiner weiß, warum. Der Kabarettist hingegen muss hinter allem stehen, was er sagt. Deswegen ist es auch so, dass die Comedy immer schon mehr Publikum angelockt hat als das Kabarett. Kabarettpublikum ist eine überschaubare, wenn auch fruchtbare Masse. Bei den Comedians ist es so, dass sie alle nach ein paar Jahren schwächer werden, weil man dann halt irgendwann alle Witze von ihnen bereits kennt. Beim Kabarett hingegen ist das Gute, dass man diese Witze zwar auch alle kennt, sie aber durch den jeweiligen Zusammenhang, in den sie gestellt werden, immer wieder eine neue Komponente bekommen. Das heißt, das Kabarett ist in der Regel aus diesem Grund schon mal aktueller als die Comedy. Ich finde, man muss im Kabarett Tendenzen aufzeigen, muss Moral einfordern, muss komisch sein usw. Das Kabarett besteht also aus verschiedenen wichtigen Dingen, während die Comedy bis auf die Forderung, komisch sein zu müssen, keine weiteren wichtigen Zutaten kennt. Obwohl ich hier ganz ausdrücklich feststellen möchte, dass es auch sehr gute Comedians, sehr gute Komödianten gibt. Das heißt, man darf hier nicht einfach einen ganzen Berufszweig schmähen und behaupten, die würden allesamt nichts können. Denn das ist einfach nicht wahr, im Gegenteil, es gibt unter den Comedians

wirklich ganz hervorragende Leute. Aber es gibt es eben schon auch ein paar, bei denen ich mich, vorsichtig gesagt, doch sehr, sehr wundere.

Münchow: Ich mich auch. Zum Ende unserer Sendung noch ein paar Fragen zu "Pfarrer Braun" und der Quote. Sie haben kürzlich mal bei einem Treffen zu mir gesagt: "Alles ist nur noch auf die Quote ausgerichtet!" "Pfarrer Braun" hatte und hat immer noch zwischen fünf und gut acht Millionen Zuschauer. Nervt Sie der Quotenkampf?

Fischer: Ich habe da schon so einiges erlebt. Ich habe z. B. den Film "Der Bestseller" gedreht, der bei der Abnahme so gut angekommen ist, dass sogar der Fernsehdirektor der ARD zu einer Pressevorführung gekommen ist, wo er mich und unseren Film über den Schellenkönig gelobt hat und gesagt hat, wie toll unser Film sei. Und dann hatte dieser Film "nur" 4,8, also noch nicht einmal fünf Millionen Zuschauer! Von da an war das ein schlechter Film.

Münchow: Unglaublich.

Fischer: Es hat nach der Erstausstrahlung nie wieder jemand gesagt, dass dieser Film gut sei. Ich finde die Quote nicht prinzipiell falsch: Wenn eine gute Sache sehr viele Menschen sehen, wenn also ein guter Film eine gute Quote hat, dann ist das auf jeden Fall in Ordnung. Das heißt, man kann die Quote nicht absolut verteufeln. Sie aber als einzige Messlatte gelten zu lassen, halte ich für bedenklich. Wir beim "Pfarrer Braun" haben ja jetzt auch kurz vor dem "Verenden" gestanden: Wenn wir die fünf Millionen nicht geschafft hätten, dann hätte es uns auch zerbröselt.

Münchow: Aber welche Serie, welche Reihe hat denn heute überhaupt noch fünf Millionen Zuschauer im Schnitt?

Fischer: Das ist auch ein bisschen perfide, denn es hat ohnehin fast niemand mehr fünf Millionen Zuschauer bzw. 16 Prozent Zuschauerbeteiligung: Der "Kuchen" an Zuschauern ist gleich groß geblieben, aber die Stücke, die Filme wurden mehr, weil es einfach mehr Sender gibt. Das Perfide in unserem Fall war: Wenn wir "nur" drei oder vier Millionen Zuschauer gehabt hätten, dann hätten wir aufgrund dieser hoch angesetzten Latte von fünf Millionen – die seit Wochen und Monaten eh keiner mehr erreicht hatte – unser Leben lang im Ruf gestanden, wir hätten es halt quotenmäßig nicht gepackt, obwohl wir mit drei oder vier Millionen Zuschauern immer noch eine höhere Quote gehabt hätten als viele andere Filme des Senders.

Münchow: Finden Sie, dass das Fernsehen aus Sicht des Programms heute seichter geworden ist?

Fischer: Ich will das deutsche Fernsehen gar nicht so sehr schmähen, denn man muss sich ja nur einmal z. B. das italienische Fernsehen anschauen: Da ist man dann ganz schnell wieder froh um die deutschen Sender. Natürlich ist auch bei uns das Programm seichter geworden, aber man findet auch heute noch immer wieder etwas, das ganz gut ist. Es gibt Spartensender und Spartenkanäle und man kann mithilfe der Fernbedienung eigentlich immer etwas finden, was einen interessiert. Nein, ich möchte das Fernsehen gar nicht beschimpfen. Und dann gibt es ja auch noch diesen Knopf, auf dem "aus" steht: Diesen Knopf kann man ja auch jederzeit drücken. Das ist wie beim Zölibat: Wer Pfarrer werden möchte und keinen Zölibat will, der muss es halt bleiben lassen.

Münchow: Was haben wir denn von Otfried Fischer in naher Zukunft zu erwarten?

Fischer: Einen Bildband zusammen mit dem Fotografen Roger Fritz, der den Titel "Extrem bayerisch" trägt. Da geht es um die bayerischen Sportarten wie Schnupftabakwettschnupfen, Fingerhakeln, Maibaumklettern, Sautrogswimmen, Fußhakeln usw. Zu all diesen extremen Sachen aus Bayern schreibe ich die Texte. Dann wird es eine verstärkte Aktivität mit "Otti und die Heimatlosen" geben. Und dann gibt es natürlich meine Hauptaufgabe zurzeit, nämlich mein Kabarettprogramm "Wo meine Sonne scheint", mit dem ich unterwegs bin.

Münchow: Das kann man auch als Buch erwerben, ich halte es gerne noch einmal in die Kamera.

Fischer: Ja, so ist es schön. Sie machen das hervorragend, Sie können das beim nächsten Gast gleich auch so machen.

Münchow: Dann bleibe ich für immer so sitzen. Herr Fischer, ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch. Vielen Dank.

Fischer: Ich danke auch.